

# „BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczjaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

## Der Theater-Teufel.

Original-Roman aus dem Komödiantenleben von G. Schäfer-Ferakui.  
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten.  
(Fortsetzung).

Lise erröthete abermals unter seinem starren Anschauen, doch ward sie nicht unruhig dabei. In seiner Miene glaubte sie etwas zu finden, das ihr günstig war.

„Und wer bürgt mir denn, daß Du mir nicht wieder davonläufst, wenn Du Dich erst wieder ausgerichtet hast?“

„Ich — ich selbst!“  
Es kam schrill heraus. „Ich richte mich niemals mehr so auf, daß ich Lust verspürte nach dem Leben draußen. Ich fühle dagegen nur Ekel, grenzenlosen Ekel.“

„Gut,“ entschied der neue Direktor; „Du bleibst. Wozu ich Dich verwende, weiß ich vorläufig noch nicht. Wir reisen morgen von hier ab; bis dahin kannst Du ja beim Wirth logiren.“

Brauchst Du Vor-schub? Natürlich; Du hast ja nur Lumpen an Dir hängen. Da sind fünfzehn Thaler — er warf das Geld beleibigend auf den Tisch.

Sie nahm es rasch auf.  
„Ich danke Dir, Hans.“  
„Ackerlich! Ich ziehe Dir's rasch genug wieder ab. Ich kann Dich aber

vorläufig noch nicht spielen lassen. Du wirst die Eintrittskarten verkaufen und meine zerschissenen Kostüme ausbessern.“  
Lise biß wohl die Zähne fest aufeinander, doch eine Entgegnung wagte sie nicht.

In der Stube blieb es still. Hans Andorf hielt die Augen geschlossen. Er war im Geist blitzschnell zurückgewandert bis zu jener Zeit, da Lise sein war, die keusche Lise mit dem unschuldsvoll lachenden Kindergesicht.

Ein rauher Ton kam aus seiner Brust. Vorbei, zerstoßen wie im Winde die glückliche Erinnerung!

Ein weiter Sumpf — so lag das Leben vor ihm. Da hieß es mit Geschick und Vernunft sich auf der Oberfläche halten.

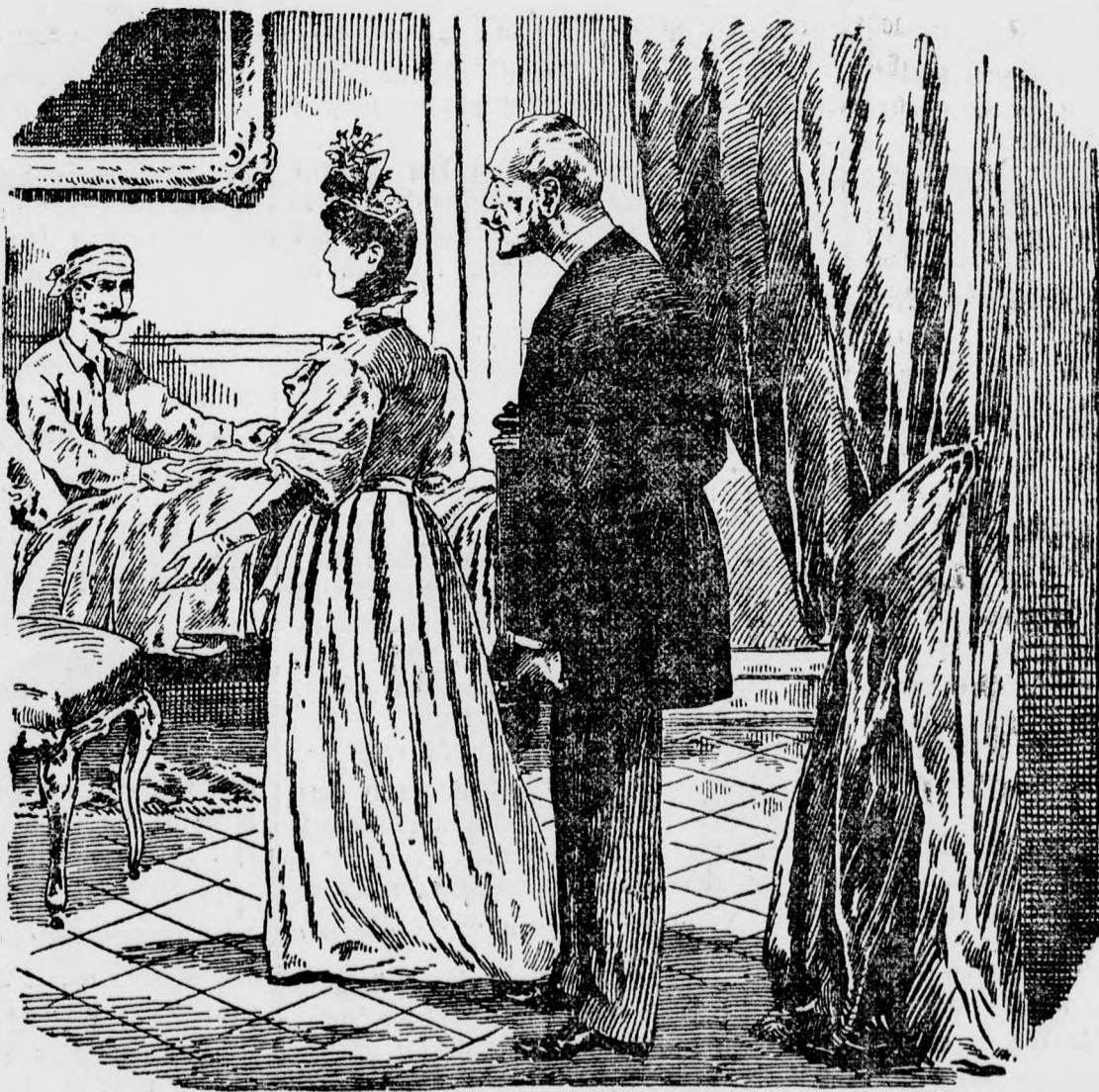
„Aber hübsch ist sie noch immer!“ murmelte er vor sich hin.

Anderen Tages reiste die neue Direktion ab, einem alten Mann weniger und um ein neues Mitglied vermehrt, das die meisten noch erkannten, Lise, die Tochter ihres verstorbenen Direktors. Man steckte die Köpfe zusammen und erzählte sich Geschichten.

„Wie schade,“ sagte Madame Herbst, „daß unser neuer Direktor nicht ein Auge auf eine von meinen Töchtern warf. Die würden

Direktionsfrauen geben, einerlei, welche es wäre.“

Der Direktor dachte hier anders. Er hatte sich vorgenommen, bei der nächsten, passenden Gelegenheit die unausstehliche Familie zu entlassen.



Der Theater-Teufel. „Kurt, ich bringe Dir Deine Braut!“

„Ja,“ sagte sie und wendete sich zum Gehen.

Er blickte ihr mit gekreuzten Armen nach. Schleppeud war ihr Gang, das Haupt gesenkt. Mit leisem Knarren fiel die Thür hinter ihr zu.

XXII.

Auf Trautenau erwartete man das Eintreffen eines Gastes.

Zeitig genug war der Kutscher nach der Bahnstation mit dem Herrschaftswagen gefahren und die Bediensteten liefen geschäftig durcheinander.

In dem linken Flügel, in welchem auch der Patient lag, wurden einige Zimmer in besten Stand gesetzt und das Kammermädchen war sogar auf den Gedanken verfallen, frische Blumen vom Park in die Vasen zu stecken.

Die Fenster wurden weit geöffnet, damit die warme Sommerluft hereinströmen konnte.

Der alte Baron saß vor dem Bett seines Sohnes, dem es heute weit besser als sonst erging; wußte er doch, wen er erwarten durfte.

Sein Mund hatte nicht genug Worte des Dankes für das Opfer seines Vaters, doch ließ ihn dieser nur wenig sprechen.

Ueber Trautenau stand heute die lachendste Sonne, am blauen Himmel segelten nur kleine, leichte Wolken, die Blumen dufteten herauf und die Baumwipfel erzählten sich in geheimnißvollem Rauschen sonderbare Märchen.

Kurt hatte nur ein Lächeln; er fühlte beinahe keinen Schmerz seiner Wunde mehr, die sonst wie Feuer brannte.

Unablässig dachte er an Julianne, die auf den Wunsch des Vaters sich sogleich bereit erklärt hatte, nach Trautenau zu kommen, um Kurt zu pflegen.

War es doch der letzte, gewaltigste Schritt zur Befriedigung ihres Sehns, Baronin zu werden in dem prächtigen Schloß.

Der alte, eigen sinnige Herr war glücklich übermunden.

Da er ihre Anwesenheit nun gestattete, war es ihr auch gewiß, daß er sich unmöglich lange ihrem Einfluß entziehen konnte.

So viel hatte sie in der Residenz nun doch gelernt, um für sich jeden Vortheil auszunützen.

Diese Gedanken beschäftigten sie allein, als sie in dem herrschaftlichen Wagen dem Schloß zu fuhr.

Wie der Park vor ihr auftauchte, erwachte sie aus ihrer Träumerei. Sie mußte daran denken, wie sie sich zu benehmen hatte beim Betreten der Krankenzim�e, beim Empfang.

Es ward ihr dabei etwas unbehaglich zu Muth, doch beruhigte sie sich bald.

Eine eigentliche Gefahr war ja kaum mehr vorhanden.

Der Wagen rollte über die Kieswege des Parks. Julianne sah reizender aus als jemals; eine zarte Blässe lag auf ihrem schöngeformten Antlitz.

Zu Allem trug die ehemalige Dorf-Komödiantin heute ein tadellos sitzendes, hochelegantes Kostüm. Sie entnahm schnell einer Tasche Spiegel und Kämmchen und ordnete sich die Stirnlöcher.

Dann packte sie denselben rasch weg; schon zeigte sich die breite Terrasse, zur Seite stieg ein Wasserstrahl in die Luft

und stürzte in das Becken nieder, in dem lustige Goldfische sich tummelten.

„Alles wird mir gehören!“ dachte sich das Mädchen.

Die Pferde schlugen eine langsame Gangart ein; gleich darauf hielt der Wagen.

Oben sprangen zwei Bediente vor und der Schlag wurde geöffnet.

Auf den Stufen der Terrasse stand ein alter, würdiger Herr, unwillkürlich zögernd: Baron Axel.

Eine jähe Röthe färbte Juliannes Gesicht und ein Zittern lief über ihre Glieder.

Dies war der Vater! Das einzige Hemmiß bis heute. Und er empfing sie an der Schwelle des Schlosses.

Wird ihr Alles gelingen?“ „Ja!“ tönte es in ihr.

Als der Baron den Wagen vorfahren hörte, war er rasch vom Bett aufgestanden und hatte Kurt noch einmal gebeten, sich ruhig zu verhalten.

Er wollte ihm die neue Pflegerin zuführen. Damit begab er sich hinaus.

Erst als die Thür zwischen ihm und seinem Sohn lag, traten Schatten auf das Gesicht des alten Herrn.

Ja, es war ein Opfer, ein unermeßliches Opfer, das er heute seinem genesenden Sohn brachte, indem er die Komödiantin aufnahm.

Die Stufen der Terrasse zögernd hinabschreitend, ruhte sein Blick auf der Gestalt im Wagenfond.

Der Bediente hatte eben den wappengeschmückten Schlag geöffnet und ein kleines, aber wohlgebautes Füßchen setzte sich etwas unruhig auf das Trittbrett und von da auf den Boden.

Julianne hob den Kopf. Eine Madonna mit tiefen unergründlichen Augen im goldenen Sonnenlicht.

Der alte Baron stand betroffen.

Er hatte Julianne einst nur flüchtig gesehen und erwartete jetzt eine andere Erscheinung, als diejenige, welche sich ihm hier bot, ein Gesicht, das wohl schön war, doch einen leichten Ausdruck zeigte, eine Gestalt, welche sich scheu und unbeholfen bewegte. Nichts von alledem.

Julianne hatte sich vollkommen gefaßt, sie wußte, was sie zu thun hatte.

Sie trat dem alten Herrn entgegen.

Die gegenseitige Begrüßung war eine kurze, doch klangen die weiteren Worte des Barons warm und bewegt.

Julianne war eine vollkommene Dame geworden, in der Haltung, in der Sprache, in Allem.

Mit vibrierender Stimme fragte sie nach Kurt und der alte Herr sah wohl die ängstlichen Augen, so auch, wie sie die hübschgeformten Hände, einer Bittenden gleich, übereinanderlegte.

Es war eine stumme Bitte; ein Flehen um Veröhnung leuchtete ihm entgegen.

Er reichte ihr den Arm, den sie auch ohne Zögern annahm.

„Lassen Sie uns gleich nach dem Krankenzimmer gehen!“ bat er. „Kurt hat ja auch das Rollen des Wagens ver-

nommen und regt sich vielleicht mehr auf, als thunlich, je länger wir ihn allein lassen.“

Nur einige hastige Worte entschloßten dem Munde Juliannes.

„Ja — eilen wir zu Kurt!“

Zwar wäre sie lieber erst in den für sie bereitgestellten Zimmern abgestiegen und hätte die Toilette gewechselt, sich etwas ausgeruht und auch mehr Fassung erungen, doch ließ sich momentan nichts ändern.

Julianne wußte auch, daß sie in diesen Räumen jeden, auch den kleinsten Verstoß zu meiden hatte.

Nur dadurch gewann sie.

Die Beiden waren an der Thür des Krankenzimmers angekommen.

Ein Diener zog die schweren Portieren auseinander. Der Baron trat zuerst ein. Sein Mund sprach ein großes Wort ruhig aus.

„Kurt — ich bringe Dir Deine Braut.“

„Julianne!“ rief der Kranke und streckte ihr beide Hände entgegen.

Da eilte sie auch schon herbei und sank, mit seinem Namen auf den Lippen, in die Kniee.

Der alte Baron zog sich lautlos zurück: er hatte sein Bestes gethan.

„Gebe der Himmel,“ flüsterte er, dem Sohn zugewendet, „daß Alles, was Du Dir bahnest, zu Deinem vollen Glück führt. Viel Glück und Segen hast Du nöthig, um all' den Kummer mißachten zu können, den Dir die Gesellschaft machen wird, weil Du sie durch diese Verbindung mitten in's Gesicht schlägst!“

Kurt legte seine Hand auf den Kopf Juliannes. Der etwas scharfe Geruch von Karbol stieg ihr in die Nase, doch that sie keine Aeußerung darüber.

Sie erhob sich und legte sanft den vollen Arm um ihn, küßte seine Lippen und gab ihm den süßesten Namen mit zitternder Stimme.

Voll Entzücken lauschte er dem Stimmklang und stammelte erst nur kurze, glückliche Worte.

Nun, da er sie an seiner Seite hatte, sein Märchen, seinen Traum in der Fiebernacht, dachten ihn alle Schmerzen verschwunden zu sein; er fühlte sich leicht und wohl.

Sie mußte einen Sessel herbetrollen und ihm erzählen von ihrem Leben in der Residenz, da sie fern von ihm war. Sie that es in natürlichen Worten.

Daß von ihrer Sehnsucht nach hier oft die Rede war, fand er nur zu selbstverständlich.

Dann sollte er von dem Tage sprechen, da ihn das Unglück traf.

Wie er allen Anderen gegenüber geschwiegen hatte, daß der Komödiant aus Rache dies Vergehen auf sich lud, so vernahm auch Julianne nichts von den leidenschaftlichen Ausbrüchen des verschmähten Künstlers.

Kurt hielt es für geboten, nach allen Seiten hin nur von einem Unglück zu Pferde zu sprechen, dessen Schuld er auf sich selbst nahm.

Wie sehr sich Hans Andorf selbst einen Thoren schelten mußte, wenn er etwa erfuhr, daß er gerade durch sein Attentat eine Verbindung herbeiführte, an die er nie im Ernste dachte und welche, trotz aller Entschlossenheit Kurt's, ohne diesen erschütternden Zwischenfall, zu Lebzeiten des alten Barons niemals zu Stande gekommen wäre.

Doch die Zeit, wo er auch dies erfahren sollte, war noch nicht gekommen. —

Nach einer rasch verfloffenen Pflaudestunde ließ sich Julianne nach ihren Zimmern führen, die sie ganz reizend fand. Zugleich stellte sich ihr das klugblickende Kammermädchen zur Verfügung.

Julianne, die Dorf-Komödiantin, war in eine neue Welt eingetreten, in welcher sie sich indes ganz am Platz fühlte — wenigstens vorläufig.

Mit vergnügtem Gesicht durchschritt sie die Zimmer, betrachtete alle die Kleinigkeiten, prüfte sie auf ihre Echtheit, geberdete sich, kurz, wie ein Kind, so lange sie allein war. Kam ein Diener in Sicht so war sie jedoch schon jetzt eine reservirt, Dame.

Schloß Trautenau war ein Juwel, ein Schmuckkästchen.

Schade nur, daß Julianne gezwungen war, die meiste Zeit im Krankenzimmer zu verbringen.

Kurt wollte kaum einen Augenblick ohne sie sein und dieser Zwang behagte ihr heimlich gar nicht.

Sie war jedoch klug genug, mit einer gewissen, zur Schau getragenen Opferfreudigkeit sich dem Dienst der Krankenpflege zu widmen.

Mitunter sprach sie auch längere Zeit mit dem alten Herrn, der bald von ihrem Wesen entzückt war.

Er ließ sich gänzlich von ihr gefangen nehmen.

Nun verstand Baron Agel die Leidenschaft seines Sohnes, begriff, daß man für solch' ein Weib Alles in die Schanze schlagen konnte.

Eines Tages theilte Kurt der Geliebten auch schonend mit, daß ihr Vater gestorben wäre.

Die momentane Gleichgiltigkeit, welche Julianne zur Schau trug, frappirte ihn und es tauchte zum ersten Mal ein leiser Argwohn in seiner Seele auf, daß hinter dieser prächtigen Hülle ein oberflächliches Herz schlage.

Doch ging dies so rasch vorüber, wie der Giftthauch, den der Wind im Fluge über die Blumen fñhrt.

Julianne's Worte ersticken auch dann in einem Schluchzen. Sie ließ sich auf ihre Zimmer führen.

Auch seinem Vater machte Kurt diese Mittheilung.

Julianne war nun allein und freistehend in der Welt. Daß sie noch eine lebende Schwester besaß, davon hatte weder Kurt, noch der alte Herr eine Ahnung.

Jeremias selbst hatte ja damals erwöhnt, daß ihm sein anderes Kind starb.

Für ihn war sie ja todt.

Julianne fand es für gut, die Schloßherrschafft in diesem Glauben zu lassen.

Kurt hatte einen Versuch gemacht, sich vom Lager zu erheben und es gelang.

Die Kopfwunde war beinahe vollständig geheilt, nur der gebrochene Fuß machte noch Schwierigkeiten. Doch auch dies gab sich rasch.

Der Sommer war nun beinahe hinüber, es herrschte jedoch die prächtigste Witterung noch.

Die Blätter hatten sich golden gefärbt, die Blumen waren größer und prächtiger geworden.

Auf der theilweise mit Epheu umspinnenen Facade des Herrenhauses spielten die Sonnenstrahlen.

„Nun will ich halb gesund sein, Julianne!“ flüsterte Kurt, auf ihren Arm gelehnt und athmete in vollen Zügen die frische Luft. „Bald wirst Du mein sein für immer.“

Sie blickte ihn wortlos, glücklich an.

Kurt war ein ruhiger, sanfter Patient, der auf seine rasch vorwärtsschreitende Genesung baute.

Sonst hatte er sich sehr verändert.

Die Wangen waren bleich und eingefallen, die Augen matt und nur wenn er von Julianne sprach, flammten sie in heißem Glühen.

Das lange Krankenlager hatte auch die ehemalige, aber nicht angeborne Straffheit des gewesenen Offiziers abgestreift.

Täglich unternahm Kurt längere Spazierfahrten mit Julianne. Seine Natur siegte über die Krankheit.

Der alte Baron fühlte sich ganz zufrieden und sonderbarer Weise weit weniger leidend, als im Vorjahre.

Kurt durfte jetzt wagen, offen mit dem Vater über seine ersehnte Verbindung zu sprechen.

Von all' den Freunden des Schlosses hatte sich keiner mehr sehen lassen, trotzdem sie selbst von dem Anfall wußten.

Es kamen nur kurze, bedauernde Zeilen.

Man hatte also bei der bevorstehenden Trauung, welche in der alten Dorfkirche stattfinden sollte, nur auf wenige Gäste zu rechnen.

Sowohl Kurt, als auch der alte Herr, sehnten sich keineswegs nach einem glänzenden Gepränge.

Einfach und für die Welt kaum merklich, sollte es vor sich gehen.

Julianne wünschte sich's im Stillen freilich anders, lauter, lärmender, doch sprach sie nicht in die Anordnungen. Die Hauptsache war ja doch, daß sie Baronin Trautenau wurde.

Eines Tages erfuhr der alte Baron, daß der Leutnant von Rohden sich mit Irene von Brettwitz verlobte. Eine Neigungsehe, wie es hieß.

Man sprach kein weiteres Wort darüber.

Kurt war so weit hergestellt, daß der Tag der Trauung festgesetzt werden konnte.

Der Herbst war da, aber ein ruhiger, milder Geselle. Einladungen hatte man

zahlreich erlassen; es war nur eine Höflichkeitssache.

Der junge Baron war nun im Stande, ohne Stütze sich zu bewegen.

Auch sein Aussehen hatte sich sehr zu seinen Gunsten verändert.

Julianne strahlte vor Seligkeit und Lebenslust und der alte Herr wurde in ihrer Nähe zum Kinde.

XXIII.

Lisa, des alten Direktors unglückliches Kind, war bei der neuen Direktion geblieben. Wenn ihrer auch wenig gute Stunden blühten, so hatte sie doch zu leben. Für sie gab es nichts mehr zu verlieren, nur noch zu gewinnen.

Der alte Theatergeist regte sich mächtiger als je in ihr und es gelang ihr, durch beim Theater herkömmliche Klatschereien und Intriguen auch, daß einer anderen Kollegin die Parthieen abgenommen und ihr selbst zugetheilt wurden.

Näher und näher trat Lisa dem ehemaligen Geliebten, bald durfte sie ihm die Wirthschaft führen.

Aus seinem eigentlichen Wesen wurde sie zwar nie recht klug.

Entweder hatten ihn die gemachten bitteren Enttäuschungen seines Lebens derart verbissen, ja, roh und gewissenlos gemacht, oder die neue Direktionswürde brachte diese Veränderung mit sich.

Kam man einmal auf Julianne und den Baron zu sprechen, so verbot er hart jedes weitere Wort.

Dabei lachte er kurz und höhnisch und ballte die Faust. Dem hatte er's ja heimbezahlt.

Es wunderte ihn nur, wo Julianne so lange blieb. Sie mußte ja kommen, reumüthig, wie Lisa.

Von Trautenau hatte er keinerlei Nachrichten.

Die Gegend, in welcher die neue Direktion Vorstellungen gab, war nicht besonders günstig.

Bei aller Energie und Reklame wollten sich doch keine Einnahmen erzielen lassen.

Hans Andorf beschloß, eine andere Richtung zu nehmen. Sein kleines Vermögen ging ohnedies bereits zu Ende.

Er dachte an die guten Geschäfte, die sein Vorgänger dort drüben machte im Vorjahre — in der Gegend um Trautenau.

Einen Augenblick zauberte er, dann war er jedoch entschlossen.

Was ging ihn eigentlich das Schloß und seine Bewohner an!

Wäre der Baron nicht todt, so hätte sicher die Polizei sich bereits nach dem Direktor Andorf umgesehen.

Es gab für ihn nichts mehr zu fürchten und wenn er es selbst für gut fand, in Trautenau Vorstellungen zu geben. Es kam übrigens ganz darauf an, ob sich die um das Dorf im weiteren Umkreis liegenden Punkte allein löhnend genug fanden.

Die Jahreszeit war jetzt eben günstig für diese Gegend; es ging in den Herbst hinüber.

Ohne weiteres Bedenken ward aufgebrosen. Man rückte näher gegen Trautenau.

Die Geschäfte waren nicht ungunstig und die Gesellschaft in Folge dessen in guter Laune.

Der Direktor allein ward oft von großer Unruhe befallen, die sich Niemand recht erklären konnte.

Die Alles sogleich errathende Familie Herbst hatte Andorf entlassen.

Sie waren unter Weh und Ach in dem betreffenden Dorf zurückgeblieben und bis sie ein neues Engagement fanden, fertigten sie künstliche Blumen und Haussegen an, welche gegen Lebensmittel im Flecken eingetauscht wurden.

Hans Andorf konnte Trautenau schließlich nicht gut umgehen, obwohl er fühlte, wie sein Blut dabei in Wallungen gerieth.

Unter seiner rohen und brutalen Weise hatten die Mitglieder immer mehr zu leiden.

Lisa behandelte er wegwerfend, verächtlich. Sie schwieg dazu. — Man stand vor der Abreise.

Am anderen Morgen mußte man Trautenau berühren.

Noch hatte sich der Direktor nicht entschlossen, ob er dort wirklich Vorstellungen zu geben gedachte, oder nicht.

Ein beengendes Gefühl beschlich ihn, wenn er an den verunglückten Baron dachte.

Gleich darauf brauste er wieder zornig auf.

Er hatte nicht gewagt, vorher nach Trautenau zu reisen, um mit dem Wirth vom Reichswappen zu sprechen.

Der aufgeladene Wagen, mit den Pferden bespannt, stand bereit.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Streit vor 3000 Jahren.

Der alte Ben Akiba ist ein arger Gefelle. Sobald wir angefangen, auf unsere modernen Errungenschaften stolz zu werden und uns zu rühmen, wie herrlich weit wir es gebracht — gleich schaut sein spöttisches Gesicht um die Ecke und ertönt sein höhnisches: Alles schon dagewesen. Der Streit z. B. wurde von uns bisher für eine so moderne Errungenschaft gehalten, daß es für völlig überflüssig und aussichtslos galt, in der Vergangenheit etwas Aehnliches aufstöbern zu wollen — und siehe, da kommt plötzlich der alte Spötter, hält uns einen ägyptischen Papyrus unter die Nase und ruft: Da, schaut her! Euer Streit etwas Modernes! Alles schon dagewesen!

Und leider! Es ist so, der Alte hat recht. Schon unter der Regierung Sr. Majestät Ramses II., der fast 1400 Jahre vor dem Beginn unserer Zeitrechnung auf den Thron des heiligen Theben gestiegen war, spielte sich genau dasselbe ab, was wir als ein unantastbares Erzeugniß der modernen Arbeiterbewegung bisher in Anspruch genommen und mit dem Worte Streit benannt haben. Pharao Ramses II. war bekanntlich ein großer Eroberer vor dem Herrn, der Menschenblut in Strömen fließen ließ.

Der Sinn des alten Pharaonen stand neben nicht allein nach kriegerischen Ehren; auch fromme Gottesfurcht beherrschte ihn

und trieb ihn schon in seinen ersten Regierungsjahren den Göttern gewaltige Bauwerke zu errichten, ihnen zur Ehre und sich zum Ruhm. Zur Zeit unserer Begebenheit hatte er einen Tempel der Göttin Muth in Angriff nehmen lassen und Tag für Tag waren die armen Teufel von Männern unbeschützt von den Strahlen der ägyptischen Sonne, damit beschäftigt, Ziegel zu streichen und zu dem heiligen Bauwerke zu vermauern. Die Schreiber sahen ihnen scharf auf die Hände und ließen ihnen täglich kaum eine Mittagszeit, in der sie ihre fladenförmigen harten Brode mit einigen Schluck Wassers hinunterspülen konnten. Es war ein Leben zum Götterbarmen; doch die armen Teufel hätten es ohne Klage ertragen, wenn sie nur immer Brod für sich und die Ihrigen gehabt hätten. Aber die Herren Schriftgelehrten, die über sie und ihre Arbeit wachten, waren arge Diebe, die sich ganz ungeniert auf Kosten der Elenden zu bereichern bestreben. Sie hatten an jedem Ersten eines Monats den Aermsten deren Monatslohn auszuzahlen, nicht in Gestalt klingender Münze — mit dergleichen hielt man sich in dem Pharaonenlande nicht auf — sondern in Lebensmitteln, in Getreide, Durra, gedörrten Fischen und anderen Delikatessen der damaligen Kultur. Von diesem Deputat nun behielten die Herren Schreiber immer einen Theil für sich und überließen es den Betrogenen in aller Gewissensruhe, sich mit dem Wenigen, das man ihnen gab, einzurichten und hauszuhalten.

So sagten wenigstens die Maurer, wie aus einem Munde. Eine ganz andere Lesart aber hatten natürlich die Herren Schreiber gefunden. Sie sollten gewissenlos genug sein, den armen Arbeitern, die so schon nur Hunger und Kummrr kannten, das Förtze vorzuventhalten oder zu kürzen? Bei Ostria und Jis! Das war die schändlichste Verleumdung. Bis auf das letzte Korn, bis auf den letzten Tropfen erhielten die Arbeiter ihren Lohn. Aber diese waren unverständige Menschen, die nicht haushalten gelernt hatten, denen Sparfart fehlte. In den ersten Tagen griffen sie unbedacht in das Volle hinein, fraßen sich voll und toll, und wenn die Mitte des Monats kam, war Schmalhans Küchenmeister und in den letzten Tagen gab es überhaupt nichts mehr zu beißen und zu brechen.

Die Thatsache stand jedenfalls fest, daß die Maurer am Tempel der Göttin Muth regelmäßig am Monatsende, öfter auch schon um die Monatsmitte, Fastenzeit hatten — und daß sie dessen endlich überdrüssig und ungemüthlich wurden, wer will es ihnen verdenken?

Diesmal war es auch zu arg; denn schon vor dem 15. waren die Vorräthe aufgezehrt gewesen und bis zum nächsten Ersten von der Luft und den Sonnenstrahlen zu leben, war unmöglich. Man that also das Ungewöhnliche: nach ernster Berathung stellte man die Arbeit ein und zog nach einer benachbarten Kapelle, deren Mauern Schatten boten. Dort kauerten die Ausgemergelten zusammen, dort erschienen sie

auch am anderen Morgen wieder, und all Versuche der Schreiber, sie zur Wiederaufnahme der Arbeit zu bewegen, wurden mit dumpfem Murren und der bestimmten Erklärung beantwortet: Ohne Nahrungsmittel keine Arbeit!

Die Lage fing an, unangenehm zu werden; denn man wußte, daß Pharao den Bau schon in den nächsten Tagen zu befehligen beabsichtigte und man konnte ihm doch nicht den völlig stillliegenden Bau zeigen.

Wohl oder übel mußte also der Oberleiter des Laues von dem Umständen in Kenntniß gesetzt werden. Unerwarteterweise erschien diesem die Lage gar nicht so ernst, er war vielmehr fest überzeugt, daß es nur einer einfachen Anzeige bei der Polizei bedürfte, um Alles wieder in die alten Wege zu leiten. Zu seiner Enttäuschung erklärte ihm jedoch der Polizeipräsident, daß er nicht berechtigt sei, bei solchen Privatstreitigkeiten einzuschreiten: er werde ihm jedoch einen Beamten mitgeben, der ihn in seinen Verhandlungen mit den Streitenden kräftig unterstützen werde.

Aber auch das Ansehen der Polizei reichte nicht mehr aus, die verzweifelten Arbeiter vom ihrem Entschlusse abzubringen.

Alle Ueberredungskünste, alle Drohungen blieben erfolglos und Oberleiter und Polizeibeamten mußten sich daher zum Aeußersten verstehen: „Rehrt zurück,“ baten sie, „und wir schwören Euch feierlich, Euch selbst an den Ort zu führen, wo Pharao sein wird, wenn er kommt, um die Tempelarbeiten zu befehligen.“

Das half; die Arbeit wurde wieder aufgenommen, und als Ramses am folgenden Tage wirklich erschien, trat der Oberleiter in Begleitung des Polizeibeamten vor ihn und berichtete, was vorgefallen. Ramses war an dem Morgen besonders gut gelaunt. Er beauftragte daher einen Schreiber aus seinem Gefolge, mit mehreren Arbeitern der Muth in Unterhandlung zu treten.

Diese hatten inzwischen einen Wortführer ernannt, der ihre Sache trefflich zu vertreten wußte. „Wir sind vom Hunger verfolgt, vom Durste gepeinigt,“ erklärte er, „wir haben keine Kleidung, kein Del, keine Fische mehr, sagt dies Pharao, unserem Herrn, damit man uns etwas zu leben gebe.“

Die Bitte fand eine gute Statt: Ramses bewilligte ihnen 50 Sack Getreide, genug, um ohne Sorge bis zum nächsten Ersten zu gelangen. Der erste Streit war gewonnen!

Aber der Appetit kommt während des Essens! Das traf hier völlig zu; denn im folgenden Monate Epiphi waren die Vorräthe schon am 10. aufgezehrt. Da die Forderung neuer Lieferungen unerfüllt blieb, kamen die Leute wohl auf den Bau, aber sie feierten hartnäckig drei Tage lang.

Am Morgen des vierten kam man überein, den Bauplatz zu verlassen. Doch diesen Entschluß hatte der überwachende Schreiber vorhergesehen und rechtzeitig hatte er seine Vorkehrungen getroffen: Die Thore

waren besetzt, die Wachen verdoppelt. Es blieb ihnen daher nichts übrig, als auszuhalten. Sie traten in Gruppen zusammen und beriethen, was zu thun.

Am folgenden Morgen versammelten sie sich vor einer halbvollendeten Mauer, um den Oberleiter zu erwarten, und als dieser erschien, drangen sie mit lautem Geschrei auf ihn ein, ihm ihre Forderungen vorzutragen. Der Lärm lockte Aufseher und Priester herbei, die im Verein mit dem Oberleiter Alles aufboten, die Aufgeregten zu beruhigen. Aber nichts half.

„Bei Amon, bei dem Herrscher, dessen Zorn tödtet,“ erklärten die Streikenden mit aller Bestimmtheit, „wir wollen nicht wiederkommen.“ „Auf zum Statthalter!“ rief Einer dazwischen, und dies Wort wirkte wie ein Donnerschlag. Die Tobenden rotteten sich zusammen und stürmten unter lautem Geschrei, Alles zur Seite stoßend, durch die Straßen von Theben, dem Hause des Statthalters zu.

Schnell sind sie am Thore, und wenn der Thürhüter auch, durch den Lärm aufmerksam gemacht, schnell die Sicherheitsballen vorgehoben hat, so vermögen diese dem stürmischen Andrang doch keinen Widerstand zu leisten. Krachend fliegen die Thorflügel auf und die aufgeregte Menge wälzt sich in den Hof, wo sie Aufstellung nimmt, um der Dinge zu harren, die da kommen werden.

Sobald der Statthalter erscheint, tritt allgemeine Stille ein, Ihr Stimmführer tritt vor ihn, um ihre Klagen vorzutragen, und bei der Schilderung ihres Elends werden auch die anderen Genossen mit fortgerissen. Mit lautem Zuruf stimmten sie dem Wortführer bei und erklärten: „Wir rühren uns nicht von der Stelle, wenn man uns kein Korn mehr zutheilt.“ Der Statthalter ist in Verlegenheit und diese währt noch, als in diesem Augenblick sich ein Sklave durch die Menge windet und ihm zuflüstert, daß schon in den nächsten Minuten Ramses hier vorbeikommen werde, der mit seinem Gefolge auf dem Wege zum Tempel in Amon sei. Se. Majestät sollte den Lärm hören, sollte den offensbaren Aufruhr gewahr werden? Unmöglich. Der Entschluß ist gefaßt. „Siehe zu, was Du an Korn in den Speichern hast,“ ruft der Statthalter seinem Verwalter zu, „und gib diesen Leuten davon! Und Ihr,“ wendet er sich zu den Streikenden, „geht mit ihm und nehmt, was er Euch geben wird!“

Ueberwältigt von diesem unerwartet schnellen Zugeständniß, brachen die Leute in enthusiastische Lobeerhebungen aus. „Du bist unser Vater,“ rufen sie dem Statthalter zu, „und wir sind Deine Söhne! — Du bist der Stab, die Stütze der Greisen, der Ernährer des Kindes, der Anwalt der Elenden! — Du bist die Zufluchtsstätte, welche die erwärmt, die in Theben frieren! — Du bist das Brot der Betrübten, welches den Armen niemals fehlt!“ Und dann folgten sie dem Verwalter nach den Speichern. Ramses mag kommen; beim Statthalter ist Alles ruhig!

Soweit die Schilderung des alten Papyrus. Jedenfalls waren die Vorkom-

nisse etwas Ungewöhnliches; denn sonst würde man es wohl schwerlich der Mühe werth gehalten haben, sie in getreuer Aufzeichnung zu verewigen. Vielleicht ist es sogar der erste Streik im Pharaonenlande überhaupt gewesen.

## Erhaltung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens.

Von Dr. Otto Gotthilf.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

### VI.

#### Unsere Kleidung.

Das Blut des gesunden Menschen behält stets die gleiche Temperatur von 37<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Grad C., ermägt in den Tropen bei einer Hitze bis zu 50 Grad C., oder in den Polargegenden bei einer Kälte bis — 50 Grad C. leben. Der D. t nun, wo dieser Temperaturunterschied zum größten Theile sich ausgleicht, ist unsere Haut. Wird die äußere Luft kühler als unsere Haut, so müßten wir also eigentlich stets frieren; da wir aber über unsere empfindliche Haut eine empfindungslose Kleidung legen, so friert nicht unser Körper, sondern die Kleider werden kalt, sie frieren für uns. Die Luft von außen tritt zwar auch durch die Poren der Stoffe hindurch, aber sie wird dabei erwärmt und trifft in wärmerem Zustande auf die Haut. Diese Luftschicht zwischen Kleidung und Haut ist von großer Wichtigkeit. Liegt ein Kleidungsstück zu eng an dem Körper an, so wird jene vermittelnde Luftschicht sehr gering, und das Kleid erscheint nicht warm. Daher z. B. die bekannte Erfahrung, daß man im Winter in engen Handschuhen und Stiefeln sehr friert. Wenn wir das Bedürfnis fühlen, die kalte Außenluft noch langsamer an unsern Körper gelangen zu lassen, so ziehen wir über das erste Kleidungsstück noch ein zweites oder gar ein Drittes.

Namentlich schwächliche und ältere Personen müssen sich in der kalten Jahreszeit recht warm kleiden, weil sonst ihr Körper zu viel Wärme verliert, was für ihren Gesundheitszustand höchst gefährlich werden kann. Dr. Richet hat dies durch interessante Thierversuche bewiesen. Er brachte zwei Kaninchen in ein Zimmer mit niedriger Temperatur. Das eine wurde alle zwei Tage geschoren, während das andere seinen natürlichen wärmenden Pelz behielt. Denn den Thieren leistet ihr Pelzwerk oder Gefieder denselben Dienst, wie uns die Kleidung. Die Temperatur des ersteren (geschorenen) ging nun langsam aber regelmäßig bis auf 26 Grad herab, und am fünften Tage starb es in Folge der Kälte. Das andere (nicht geschorene) aber behielt seine normale Körperwärme und befand sich wohl. Auch ist nachgewiesen worden, daß durch die Bekleidung nicht nur Wärme, sondern auch Ernährungsmaterial gespart wird. Bei einem derartigen Versuche ergab sich z. B., daß bei ganz gleicher Fütterung die öfter geschorenen Hammel im Laufe eines Jahres 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub>

Pfund Lebendgewicht weniger gebildet hatten, als die nicht geschorenen.

Bekanntlich ist Wasser ein besserer Wärmeleiter als Luft. Ein warmer Körper, also auch der menschliche Leib, giebt an nasse Stoffe und an feuchte Luft sehr rasch und in großen Mengen Wärme ab. Daher ist nasse Kleidung für das Wohlbefinden stets sehr nachtheilig, es sei denn, daß wir durch energische Bewegung immer wieder die nöthige Wärme erzeugen. Von innen kann die Wäsche durch das Schwitzen feucht werden, und zwar am schnellsten an denjenigen Körpertheilen, welche am meisten schwitzen, wie an den Füßen. Dr. Kramer hat festgestellt, daß eine gleichmäßige Trockenheit und Reinlichkeit der Wäsche nur dann erzielt würde, wenn man die Unterhosen 8 Tage, das Hemd 4 und die Strümpfe nur einen Tag trüge. Die reichliche Schweißabsonderung der Fußsohle ist auch offenbar die Hauptursache davon, daß wir so leicht an den Füßen frieren; denn durch die größere Feuchtigkeit sind die Strümpfe sehr gute Wärmeleiter geworden und entziehen den Füßen fortwährend eine bedeutende Wärmemenge. Das beste Mittel dagegen ist also ein häufiges Wechseln der Strümpfe.

Von noch größerem Einfluß auf unsere Gesundheit ist die Wasseraufnahme der Kleidung von außen bei Nebel, Regen u. s. m., vor der wir uns namentlich in der jetzigen Jahreszeit sehr hüten müssen. Jedermann weiß, daß selbst bei ziemlich kalter, aber trockener Luft ein viel geringeres Frostgefühl eintritt, als bei nur kühlem, aber feuchtem Wetter, welches wir mit „naßkalt“ bezeichnen. Namentlich der Nebel, welcher die Wasserbläschen von allen Seiten in unsere Kleidung eindringen läßt, entzieht unserm Körper eine bedeutende Wärmemenge. Wie enorm der Wärmeverlust bei durchnässter Kleidung ist, hat Professor von Pettenkofer dargehan. Er sagt: Wenn wir im Freien nasse Füße, oder besser gesagt, nasse Strümpfe bekommen und dann in ein warmes Zimmer mit trockener Luft gehen, so hebt eine bedeutende Verdunstung des aufgesogenen Wassers an. Wenn man an der Fußbekleidung nur 3 Loth Wolle durchnässt hat, so ist zur Verdunstung des darin angehäuften Wassers so viel Wärme erforderlich, als man nöthig haben würde, um <sup>1</sup>/<sub>2</sub> Pfund Wasser von 0 Grad bis zum Sieden zu erhitzen, oder um mehr als <sup>1</sup>/<sub>2</sub> Pfund Eis zu schmelzen. Diese Wärmemenge wird fast ausschließlich geliefert von der ausstrahlenden Blutwärme der Füße. So gleichgiltig manche Menschen gegen durchnässte Fußbekleidung sind, so sehr würden sie sich sträuben, wenn man ihre Füße zum Schmelzen von <sup>1</sup>/<sub>2</sub> Pfund Eis in Anspruch nehmen wollte. Und doch ist die Gesundheitsgefährlichkeit dieselbe. Es darf daher als vollkommen erwiesen angesehen werden, daß die durch nasse Kleidung veranlaßte Abkühlung des Körpers in direktem Zusammenhange steht mit den vielen sogenannten rheumatischen Affektionen und mit den Katarrhen.

In dem lobenswerthen Bestreben, das Regen- und Nebelwasser von unserer Kleidung

fern zu halten, hat man wasserdichte Stoffe fabriziert. Diese dürfen jedoch nicht, wie es oft der Fall ist, auch luftdicht sein, sonst beeinträchtigen sie die Ausdünstung der Haut, erschweren das Athmen und wirken hygienisch schädlich.

Aus der feuchten Luft nehmen die Kleidungsstoffe natürlich auch dann Wasser auf, wenn sie sich nicht am Körper befinden. Riechen wir solche Stoffe an, so wird dem Körper plötzlich eine große Wärmemenge entzogen, und wir empfinden ein unangenehmes Frostgefühl. Dies kann z. B. eintreten, wenn man frische Wäsche anzieht oder sich in ein frisch überzogenes Bett legt. Daher ist bei älteren oder schwächeren Personen beides vorher ordentlich zu trocknen und zu erwärmen.

Wir sehen also, daß man auch bei der Kleidung die praktisch erprobten und wissenschaftlich bewiesenen Grundsätze der Gesundheitspflege befolgen muß, wenn man nicht schwere und dauernde Schädigungen an seinem Körper davontragen will. Richtet man sich aber nach den hygienischen Forderungen, dann bilden die Kleider die besten Waffen, mit denen der Mensch die Schädlichkeiten der Atmosphäre bekämpft, mit denen er sich den Luftkreis in allen Zonen unterthan macht. Daher hat auch der Mensch einen natürlichen Zug der Liebe und Sorgfalt für seine Gewänder, wie der Soldat für seine Waffen. Der tätowierte Wilde, der den Kampf mit der Atmosphäre nicht besteht, schmückt mit verschiedenen Zeichen und Farben seine Haut, und so schmückt der zivilisierte Mensch aus einem natürlichen Drange seine Kleidung. Man darf aber nie vergessen, daß die Mode nicht die Herrschaft über den hygienischen Zweck erringen, daß dieziererei sich nicht auf Kosten der Nützlichkeit geltend machen darf!

## Humanität und Schwindsucht.

Von Dr. Richard Weber.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der allmählich gewonnenen doch mildere Anschauungen betreffs der durch Schwindsüchtige der gesunden Bevölkerung drohenden Gefahren die Oberhand; man erinnerte sich der tatsächlichen Erfahrungen der früheren Zeit, aus denen doch hervorging, daß Uebertragung der Krankheit von dem Schwindsüchtigen auf die gesunden Mitglieder innerhalb der eng bei einander lebenden Menschen nicht so häufig war, trotzdem bei der Unkenntnis der Ursachen und der Uebertragungsmöglichkeit der Schwindsucht gar keine Vorsichtsmaßregeln angewendet wurden, die Rüsse vielleicht nicht sparsam ausfielen, der Auswurf hintraf, wo er wollte u. s. w. Ferner zeigten die Anstalten, welche nur der Aufnahme von Schwindsüchtigen dienten, daß bei dem Pflegepersonal, welches tagtäglich in Räumen athmete, die der Theorie nach mit Bazillen reichlich versehen waren, keine Erkrankungen der Brust entstanden. Freilich muß hier betont werden, daß auch von seiten der

Anstaltsleiter mit Rücksicht dafür gesorgt wurde, daß der Auswurf in die dafür bestimmten Epenäpse kam und nicht auf den Boden gelangte, Vorsichtsmaßregeln, die für alle Brustkranke Geltung haben; indes war doch bei der Anwesenheit von vielen Schwindsüchtigen die Möglichkeit von Verbreitung bazillenhaltigen Materials gegeben, und es konnte der Theorie nach die Verseuchung der die Anstalt umgebenden Menschenansiedlungen wahrscheinlich sein. Indes zeigte sich nichts von einer solchen Verbreitung der Krankheit durch die Sammelstätten der meist in fortgeschrittenen Stadien der Krankheit befindlichen Patienten. So konnte z. B. Brehmer, der verdienstvolle Begründer der Görbersdorfer Anstalten sicher nachweisen, daß in dem Görbersdorfer Görbersdorf auch nach jahrelangem Bestehen der Heilstätten keine Erkrankungen an Schwindsucht bei den Dorfbewohnern auftraten.

Zu diesen Erfahrungen trat noch das weitere Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung hinzu, daß nämlich Tuberkelbazillen in dem menschlichen Körper gefunden wurden, ohne daß ein Schwindsuchtprozess bestand, woraus sich die Folgerung ergab, daß die Bazillen in die Gewebe des Menschen dringen können, ohne Schwindsucht zu erregen. Diese Thatsache erklärte mit einem Schlage das bereits oben gekennzeichnete Faktum, wonach die Verbreitung der Schwindsucht von Mensch zu Mensch verhältnismäßig so selten ist; es nimmt freilich der Gesunde von dem Kranken Bazillen in sich auf, aber sie brauchen nicht entwicklungsfähig zu werden, sie gedehen nicht in dem neuen Träger und bedingen somit keine neue Erkrankung.

Fällt mit dieser Thatsache nicht die scheinbar so fest gewurzelte Annahme, daß die Tuberkelbazillen wirklich die Ursache der Schwindsucht sind? Nur zu einem Theil; jene Kleinlebewesen bedingen freilich die Krankheit aber nicht bei allen Menschen; es bedarf noch gewisser Voraussetzungen, um die hineingelangten Bazillen auch tatsächlich wirksam werden zu lassen, Voraussetzungen, die man mit dem Schlagworte der Disposition bezeichnet; dieselbe kann immerwährend vorhanden sein und liegt in einer gewissen körperlichen, theilweise vererbten Eigenart der Konstitution oder sie ist nur zeitweilig vorhanden, z. B. bei gewissen Arten der Erkältung, bei Influenza, nach Masern u. s. w. Das Fehlen der dispositionellen Momente schützt den Gesunden, auch wenn er sich in noch so nahem Umgang mit dem Kranken befindet, vor dem Ergreifen durch die Krankheit und bildet somit das verschönernde Element, welches den verlorenen Sohn wieder erhaltungsvoll in den Schoß der Menschheit aufnimmt; es spricht dafür, daß man auch in dem Umgange mit Schwindsüchtigen nicht inhuman zu werden braucht, daß man sich nicht vor ihnen verschließt. Da man aber nicht weiß, ob man selbst für die Kulturfähigkeit der Tuberkelbazillen disponiert ist oder nur zeitweise disponiert ist, so darf man auch nicht die Sicherheits-

maßregeln außer acht lassen, welche sich bekannterweise hauptsächlich auf die energische Sammlung des in bestimmten, mit Flüssigkeit gefüllten Speigelläsern aufzufangenden Auswurfs bezieht; alsdann kann derselbe durch rohe Kohlensäure und dergleichen unschädlich gemacht werden u. s. w.

Hat man sich einmal erst mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß die freilich zu den ansteckenden Krankheiten gehörende Schwindsucht so selten wirklich ansteckend ist, so wird sich der Erkrankte nicht mehr fürchten, in Anstalten Aufnahme zu finden, die nur der Heilung der Schwindsüchtigen dienen; er braucht nicht die Besorgnis zu hegen, daß die Mitkranken seine Wiederherstellung aussichtslos machen; im Gegentheil, nur hier unter geeigneter diätetischer Pflege ist seine Ausheilung möglich, während in Kurorten, wo der Kranke Herr seines Willens ist, letztere sehr oft aussichtslos ist, indem der sich in der schönen Natur wohl führende Schwindsüchtige, seinem Temperament nach, leicht zu Erzessen geneigt ist, die seine Besserung wieder in Frage stellen.

Ferner sprechen die soeben auseinandergesetzten Thatsachen zu Gunsten der Volkshelstätten für Schwindsüchtige, Sanatorien, die bei dem Publikum schwer Beifall finden würden, falls die Ansteckungsfähigkeit der Schwindsucht so bedeutend wäre als man bei dem Beginne der Kochschen Entdeckungen anzunehmen geneigt war. Die Gründung jener Institute muß mit aller Energie unterstützt werden, weil sie der Volksgesundheit in hervorragender Weise zu dienen im Stande sind und bereits ist auch ein deutsches Komitee mitten in der Arbeit, den von wissenschaftlicher Seite (Reyden) angeregten Gedanken in Fleisch und Blut oder besser gesagt in Stein und Eisen überzuführen. Diese Heilstätten sollen vor allem den materiell weniger begünstigten Schichten der Bevölkerung zu Gute kommen, bei denen einmal wegen des Zusammenlebens in engen, hygienisch ungünstigen Behausungen, die Verbreitung der Krankheit eine größere ist, zumal bei der Gleichgültigkeit dieser Kreise Belehrungen diesbezüglicher Art wenig nützen und bei denen die entstandene Affektion deswegen schnell fortschreitet, weil die Mittel, die zur Bekämpfung und zur Ausheilung des Leidens dienen können und vor allem in der guten Ernährung und Beschaffung eines gesunden Aufenthaltes bestehen, nicht zu erzwingen sind. Hier ist die Wirksamkeit der Volkssanatorien anzusetzen; sie soll eine Menge Menschen zumal Lebens- und erwerbsfähig erhalten, welches sonst elend dahinsiecht, sie soll durch Konzentrierung der Krankheitsgifte dem Umstichgreifen des Leidens, so weit es möglich ist, steuern und damit wieder die Gesunden schützen. Auf diese Weise wird allen Kreisen gebient und deswegen ist es eine ernste Pflicht des Staates und der Gesellschaft, die Mittel zur Gründung solcher Institute flüssig zu machen.

## Zigeunergeschichten.

Rudolf Bergner in der „Presse.“

Seit dem ersten Austausch des „Volkes der Ausgestoßenen“ in Europa, sind mehr denn sechs Jahrhunderte in's Grab der Vergangenheit hinabgerollt, und nach wie vor erwecken die braunen Gesellen der Hatbe und des Waldes nicht nur das lebhafteste Interesse des Forschers, der ihren Wortschatz mit kritischem Blicke untersucht, sondern auch das des Landmannes und des Bürgers. Die letzteren sehen in ihnen vor allen Dingen die gewandtesten Diebe und die schmutzigsten Faulenzen und sind ihnen nicht eben besonders geneigt. Ein reges Interesse für die armen indischen Parias, deren geheimnißvolle Herkunft in diesem Jahrhundert heiläufig festgestellt wurde, erscheint erklärlich, wenn man bedenkt, daß die gehehnten und verachteten Landstreicher über alle Welttheile verbreitet sind und in der Hauptsache ihren ursprünglichen Typus und ihre originelle Lebensweise erhalten haben. Die Zigeuner bilden dadurch eine ethnographische und kulturhistorische Merkwürdigkeit.

Wer aber annimmt — und dies geschieht noch heutzutage sehr häufig — daß der Zigeuner absolut nicht kulturfähig sei, und daß die edlen Bestrebungen Josef's II. in Ungarn und Siebenbürgen erfolglos gewesen, der irrt ganz gewaltig. Von den achtzigtausend Zigeunern Siebenbürgens ist ein Theil, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten wirklich ansässig, zu Ackerbauern und Handwerkern geworden, die sich nur wenig von den übrigen Bewohnern des Landes unterscheiden. In den Dörfern um Bistritz sieht man sie gleich den Sachsen mit der Hacke auf der Schulter vom Felde kommen, um zu Hause ihre Familienangelegenheiten zu erledigen. Man hat in Oesterreich seitens der Obrigkeit den Schulbesuch der Zigeunerkinder obligatorisch zu machen gesucht, und obgleich die Bauern anfangs gemurrt, daß ihre sauber gekleideten Kinder neben denen der armen, verachteten Zigeuner lernen sollten, so hat sich doch bald ihr Groll gelegt, und heute freut sich der Sachse in Siebenbürgen, daß die Zigeunerbuben mit den rollenden Augen gar so gut sächsisch sprechen und so höflich grüßen. Ihre Kinder besitzen einen etwas bleicheren Teint wie die herumstreichenden, was theils auf eine Mischlingsrasse hindeuten scheint, andertheils aber in der veränderten Lebensweise begründet ist. Um die völlige Germanisirung dieser ehemaligen Nomaden darzutun, will ich erwähnen, daß der Spaziergänger an lauen Sommerabenden das Lied ertönen hören kann: „Wer hat die schönsten Schäfchen? Die hat der gold'ne Mond.“ Erkundigt man sich nach dem Ursprung des harmonischen Gesanges, so wird man staunend vernehmen, daß die auf dem Hügel wohnenden Zigeunerkinder die Sänger stellen.

Der krassste Gegensatz zu diesen erfreulichen Erscheinungen ist der Umstand, daß die sogenannten Zeltzigeuner noch

heutzutage die Segnungen der Kultur nicht begreifen können. Ein sächsischer Pfarrer hat mir einen interessanten Fall berichtet. Man hatte einen Wanderzigeuner überredet, sich in einem leerstehenden sächsischen Hause uledergulassen. Als nun der Pfarrer eines Abends an dem Gebäude vorbeikam, nahm er wahr, daß der Zigeuner im Zimmer des Hauses sein Zelt aufgeschlagen hatte. Andere verlassen schon nach einigen Tagen das ihnen gebotene Heim und vertriehen sich in ihre elenden Leinwandzelte. Manchmal erhalten sie in sächsischen Dörfern auch aus der Bevölkerung Zuwachs. Ein sächsischer Bursche meiner Bekanntschaft hatte sich sterblich in ein Zigeunermädchen verliebt und zog trotz der Drohungen seiner Eltern und Verwandten in die Zigeunergasse des Dorfes, wo er seine sächsischen Sitten und Gebräuche mehr und mehr ablegte. Die Zigeunergassen finden sich bei vielen sächsischen Dörfern, sie liegen in der Regel dicht am Ausgang derselben oder erheben sich auf einem einige hundert Schritte entfernten Hügel. In Kais in Siebenbürgen liegt die eine Abtheilung der 97 Familien zählende Kolonie in einer Niederung; immer aber besteht eine solche Ansiedlung aus kleinen hübschen Häuschen, die einen angenehmen Eindruck wahrufen.

Vergleicht man sie mit den Behausungen jener zerlumpten und verkommenen Zigeuner, welche am Ausgang der slovakischen Dörfer in der Zipz oder im Thuroczer Komitat vegetieren, so ergibt sich ein Unterschied, wie der zwischen Tag und Nacht. In elenden Lehmhütten, die sich kaum vier Fuß hoch über die Erdoberfläche erheben und deren Wand schräg verläuft, hausen Menschen mit gemeinen Gesichtern, abgemagerten Betbern und niedrigen Instinkten. Die Hemdfetzen, welche sie gleich zerschossenen Fahnen umflattern, genügen kaum, um ihre Blößen zu bedecken, viel weniger um die Wirkung der zahlreichen Haue abzuschwächen, mit denen sich diese Leute täglich traktieren und an welche ihre Kinder so gewöhnt sind, daß sie selbst die schallendste Ohrfeige, das bedenklichste Würgen und ein Emporziehen an den Haaren so leicht vergessen, wie ein Hund die ihm gewordene Tracht Prügeln.

Betteln, Stehlen und Wahrsagen bilden die Erwerbsquellen dieses Gesindels, Beschäftigungen, denen sie mit ebenso viel Unverschämtheit als Gewandtheit huldigen. Weilt eine Zigeunerbande in der Nähe des Dorfes, so muß der Bauer scharf Lugaus halten; im Unterlassungsfalle wird sein Federvieh, sein Gemüse, sein Obst spurlos verschwinden, der Zigeuner wird es sich leichtes Fußes und noch leichteren Gewissens holen, denn seiner Philosophie zufolge gebietet ja das Ebbare für alle Menschen, nur ist es dem lieben Gott nicht gelungen, es gleichmäßig zu vertheilen, und diesem Uebel abzuhelfen, muß sich eben der Zigeuner bemühen. Zahlreich sind die Fälle, in denen die Zigeuner mit außerordentlicher Pfliffigkeit ihre Diebstähle ausgeführt. So traf es sich in der Slovakei, daß sie am Pferdewall eine gut befestigte eiserne Querstange antrafen. Ohne sich zu besinnen, kroch einer von ihnen hinein, veranlaßte

das Fohlen durch allerlei Kunstmittel, sich auf eine Decke niederzulegen, und die Außenstehenden zogen das Thier unter der Stange weg. In der Regel triumphieren die schenen Gesellen, selten verräth sie der tückische Zufall, wie es einem Zigeunertrupp erging, bei dem der Pandur sechs gestohlene Schafe suchte. Schon im Begriff, an die Unschuld der auf die rührendste Weise wimmernden Parias zu glauben, bemerkte der Mann der Gerechtigkeit, daß abseits vom Lager ein Hammelbein aus der Erde hervorschaute. Zu dem Bein gehörte ein Hammel, zu diesem gesellten sich seine fünf Brüder die von den Zigeunern abgeschlachtet und im Schoße der Mutter Erde verborgen worden waren.

Auch mit Dingen, für deren Werth dem Zigeuner das Verständniß fehlt, geht der braune Tagedieb schlaun und vorstichtig um. Ein rumänischer Geistlicher kam eines Abends auf einem Spaziergang bei der Hütte eines Zigeuners vorüber. Dieser rief ihn an, und als der Geistliche Folge leistete, fand er zu seinem Erstaunen in der Hütte werthvolle Schriften, welche im Jahre 1848 abhanden gekommen waren. Der Zigeuner hatte dieselben seit jener stürmischen Zeit aufbewahrt und sie wiederholt gegen die Angriffe seines Weibes vertheidigt, welches in dem alten Papier gutes Feuerungsmaterial erblickte. Daß der Geistliche die Manuskripte für eine Kleinigkeit in Sicherheit brachte ist einleuchtend. Um zu zeigen wie die Zigeuner bei ihren Wahrsagungen vorgehen, sei erzählt, was man mir in Nepsz in Siebenbürgen eines Tages mittheilte. Eine Zigeunerin wollte einem Bauern wahrsagen, allein dieser meinte zu ihr: Mich betrügst Du nicht, gehe indessen zum Nachbar, dem zwei Frauen gestorben sind, und der jetzt zum drittenmale heirathen will. Sag' ihm, daß er mit seinem dritten Weibe glücklich sein wird.“ Nachdem sich die Zauberin ängstlich erkundigt, ob sie der Bauer nicht etwa belüge, um sich später an ihrer Verlegenheit zu weiden, begab sie sich zum Nachbarn und verkündete ihm stolz und sicher das Vernommene. Der Bauer war hoch erfreut er versäumte nicht, die Prophetin durch ein ansehnliches Geschenk zu belohnen.

Ein interessantes Schauspiel ist eine Zigeunerhochzeit. Bei Szolcsva im siebenbürgischen Erzgebirge war es. Am Ufer eines Flusses feierten Zeltzigeuner die Verbindung eines starken Burschen mit einem etwa fünfzehnjährigen, beschränkt dreinschauenden Mädchen. Sechs bis acht Teller voll Kraut, eine Flasche voll Branntwein, das waren die lukullischen Gerichte und der Hochzeitstrunk, die auf einem als Tisch dienenden Brett paradierten. Einige alte Weiber, fürchterliche Megären, tummelten sich herum, halb und ganz nackte Kinder balgten sich mit zottigen Hunden, wähe drei Musikanten der Gesellschaft aufspielten. Ein Glöckchen an einem vertrauten Tannenbaum bildete ein neues Orchesterinstrument, es begleitete eine Geige und einen Kumpelbass. Der Ball entwickelte sich, allein die Tänzer tanzten so plump

und matt, daß ich nicht glauben kann, die Zigeuner hätten den Gzarbas erfunden. Der vornehmste Gast der Gesellschaft war der Richter des rumänischen Dörchens, der als Trauzeuge fungierte, gewiß aber einen zweiten Trauungsakt nicht hat verhindern können, den das Ehepäarchen einige Tage später höchst wahrscheinlich in einem entfernten Orte vornehmen ließ. Ehebund, Taufzeremonien und Religionswechsel dienen bekanntlich diesem sorglosen Völkchen dazu, kleine Geldunterstützungen zu erschwindeln. Uebrigens darf man nicht glauben, daß alle Zigeunerhochzeiten so kläglich verlaufen, wie die der geschilberten Zeltbewohner, hat man doch vor einigen Jahren in Klausenburg eine gefeiert, an welcher sich 120 Personen beteiligten und bei der eine der besten Kapellen aufspielte. Auch ist der Schmutz und die zur Schau getragene Armuth der Zeltzigeuner häufig nur ein Gewohnheitskleid oder ein Deckmantel, der die Nomaden nicht hindert, im Geheimen eine Familienkasse mit sich zu führen, die eine ansehnliche Summe in barem Gelde enthält. Einer meiner Gewährsmänner hat mir auch versichert, daß ihm ein Patriarch einen kostbaren, mit Rubinen und Smaragden ausgelegten Kelch vorgewiesen. Das Erbstück sei von altindischer Arbeit gewesen und habe einen Werth von mindestens fl. 4000 besessen. Das Vorhandensein von solchen alterthümlichen Schätzen bildet einen wichtigen Beweis mehr für die indische Abstammungstheorie der braunen Gesellen.

Die in Oesterreich ansässigen Zigeuner beschäftigen sich mit dem Feldbau und mit Straßenarbeiten, mit dem Schmiedehandwerk und der Musik, in den Städten handeln sie mit alten Kleidern, bilden die Musikkapellen oder versehen das Amt des Abdeckers und des Henkers. Als Henker entwickeln die Zigeuner ebenso viel Grausamkeit und Geschicklichkeit wie Salgen-

humor. Zu einem würdigen Repräsentanten für alle seine Berufsgeossen ist jener Zigeuner geworden, der in die Lage kam, seinen Schwager in's Jenseits zu befördern. Ruhig warf er ihm den Strick um den Hals, stieg auf die Leiter, sah seinen Verwandten wehmüthig an, streichelte ihm die Wangen und meinte: „Verzeihe mir, lieber Freund, ich kann es ja nicht ändern, aber bei Dir will ich es mit Freude und Sorgfalt thun, Du sollst nicht lange zu leiden haben. Und nun — auf Wiedersehen!“

### Gemeinnütziges.

Wollene Strümpfe vor dem Einlaufen zu bewahren, giebt es kein besseres Mittel als Ammoniakflüssigkeit (käuflich bei jedem Droguisten), die man mit ihrem zehnfachen Gewicht durch Wasser verdünnt hat. Man weicht darin die Strümpfe ein, reibt und klopft sie, legt sie wieder in die Flüssigkeit, wiederholt das Reiben und Klopfen noch einmal, spült sie dann in reinem Wasser aus, zieht sie nun über eine hölzerne Strumpfform und läßt sie trocknen. Nach diesem Verfahren behält die Wolle ihre frühere Elastizität und wird nicht mehr so einlaufen, daß der Haken des Strumpfes unter den Fuß rückt.

Mundwasser gegen übelriechenden Athem erhält man aus einer Lösung von übermangensaurem Kali. Das Präparat liefert jedes gute Droguengeschäft. Für ungefähr 10 Pf. Kali genügt zu einer  $\frac{3}{4}$  Liter enthaltenden Flasche, in welche die dunklen Körnchen hineingeschüttet werden. Durch Hinundherschütteln nimmt die Flüssigkeit eine rothviolette Farbe an. Es genügt sehr wenig von der Lösung, um ein Glas mit lauwarmem Mundwasser blaßrosa zu färben; ein Zuviel könnte leicht die Zähne dunkel färben, wenn sie nicht nachgeputzt werden.

Parasflecke entfernt man durch Anwendung von Seifenspiritus, jedoch darf dieser nur auf farblose Stoffe gebracht werden und hinterher in reinem Wasser nachgewaschen werden. Aus farbigen Zeugen bringt man Parasflecke durch Zitronensaft oder gereinigten Terpentinspiritus heraus. Hiernach reibt man den Fleck mit Flanell oder grauem Löschpapier, bis er unsichtbar ist. Dann wäscht man mit Wasser und etwas aufgelöster Rindsgalle nach.

### Humoristisches.

Zu große Liebe! Wie geht es Dir in Deiner jungen Ehe? Du liebst wohl sehr Dein junges Frauchen? — Gewiß! Sie geht mir über Alles, sogar . . . über meine Brieftasche! Vergaloppiert. Hausfrau: „ . . . Also, Sie wollen mir nichts abtaufen, gnädige Frau? Gut, warten Sie nur auf meinen Konkurrenten, der schmiert Sie noch ganz anders an!“

Gedankensplitter. Nie betrunken ist besser, als immer nüchtern. — Die Kanone ist das Sprachrohr für taubgewordene Völker. — Die verschwiegenen Menschen sind es, die am meisten zu sagen haben. — Man kann achtbare Eltern und doch keine acht baren Pfenninge besitzen.

### Goldkörner.

O Heimathliebe, Heimathluft,  
Du Born der Sehnsucht, unergründet,  
Du frommer Strahl in jeder Brust,  
Vom Himmel selber angezündet,  
Gefühl, das wie der Tod so stark  
Uns eingesenkt ward bis ins Mark,  
Das uns das Thal, da wir geboren,  
Mit tausendfachen Schimmer schmückt,  
Und wärs im Steppensand verloren.  
Und wärs vom ew'gem Schnee gedrückt.

Nenne mir den weiten Mantel  
D'runter alles sich versteckt:  
Liebe ist's, die alle Mängel  
Gerne hüllt, und fleißig decket.

### Zifferblatt-Aufgabe.

Die Ziffern der Uhr sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß ergeben:

- 1 2 3 4 einen weiblichen Namen;
- 3 4 5 6 eine Bezeichnung;
- 5 6 7 8 9 eine Zuckerorte;
- 6 7 8 9 eine Landschaft des Peloponnes;
- 6 7 8 9 10 einen weiblichen Namen;
- 8 9 10 11 einen Nebenfluß der Elbe;
- 9 10 11 12 1 eine Nationalität;
- 12 1 2 3 eine Stadt in der Schweiz;

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

Niete.

## Jugend-Freuden.

10 leichte Unterhaltungsstücke für Klavier zu vier Händen

von **Arnoldo Sartorio**, op. 222.

- |                            |                            |
|----------------------------|----------------------------|
| No. 1. Klein Baby          | No. 6. Klage               |
| " 2. Ungarisch             | " 7. In trauter Stunde     |
| " 3. Froher Sinn           | " 8. Kleiner Springinsfeld |
| " 4. Tändelei              | " 9. Italien. Liedchen.    |
| " 5. Lustiger Wanderbursch | " 10. Fidele Jugend.       |

No. 1—10 in 1 Band Mk. 1.—

Für die A-B-C-Schützen im Klavierspiel ein vorzügliches Lern und Unterhaltungsbuch. Die 10 Stückchen je 2 Seiten lang, bieten trotz ihrer Leichtigkeit eine Fülle instruktiven Stoffes; die gefälligen Melodien fesseln die Kleinen u. lassen sie die für alle Anfänger unvermeidlichen Schwierigkeiten tapfer überwinden.

Gegen Einsendung des Betrages erfolgt Frankozusendung. Nachnahme verteuert um — 60 Pfg.

Ausführl. Musik-Kataloge und illustr. Instrum.-Verz kostenfrei.

Verlag von **P. J. Tonger**, Köln a. Rh.

Maison diplomée  
**OETTINGER & Co.**  
Zürich (Schweiz)

versenden spesenfrei ins Haus  
modernste

Seidenstoffe, Sammete, Brocates, Atlasse, Tüll-, Grenadines u. schweizerische Nouveautés-Stoffe

zu Promenade-, Haus-, Reise-, Ball-, Gesellschafts- u. Hochzeitsroben; zu Trauer-Kleidern, zu Frühlings- u. Sommer-Costumes, zu Blousen, Jupons und Leibwäsche etc. etc. Elegante Muster. Auswahlen franko. Colorirte Modebilder gratis.

## Süddeutsche Thierbörse Heilbronn a. Neckar

Organ für Geflügel, Vögel, Bienen, Hunde u. Fischzucht. Centralblatt v. 70 Vereinen. Unentbehrlich f. jed. Thierfreund, Liebhaber u. Züchter. Inzerate 15 Pfg.; durch die große Verbreitung des Blattes (Aufl. 9000 Gr.) Erfolg sicher. Abonnements-Preis nur 75 Pfg. vierteljährlich.

Empfehle irko. u. Nachnahme delikt.  
**Käse** Limburger 9 Pfd. 3 Mk.  
Hans-, Postkoll 3 Mk.,  
100 St. Mk. 3,25.  
G. Baudorff, Käferei, Marburg  
27501 (Hessen.)

**Alle** gebraucht. Briefmark. kauft fortwährend. (Prosp. gratis) G. Zehmeyer, Nürnberg.



### Automat. Mäusenfänger.

Für Ratten 4 Mk., für Mäuse 2 Mk. Fangen ohne Beaufsichtigung bis 40 Stück in einer Nacht, hinterlassen keine Bitterung u. stellen sich von selbst. Ueberall d. besten Erfolge. Versand gegen Nachnahme.

**C. Krohn**, Berlin NW. Stephan-Str. 52.